

Caduff · Reulecke · Vedder (Hrsg.)

PASSIONEN

Corina Caduff · Anne-Kathrin Reulecke ·
Ulrike Vedder (Hrsg.)

PASSIONEN

Objekte – Schauplätze – Denkstile

Wilhelm Fink

Umschlagabbildung:
Blaue Passionsblume („Passiflora caerulea“), Blüte von oben
Fotograf: Michael Gasperl (lizenziert unter Creative Commons SA 3.0)

„Die Blätter schwefelgelb und violett, / Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet. /
Das Volk nennt sie die Blume der Passion.“ (Heinrich Heine)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestattet.

© 2010 Wilhelm Fink Verlag, München
Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5006-7

KLAUS BRIEGLEB

An den Absender zurück –
Aus Heinrich Heines letzter Korrespondenz

I

Lieber Benjamin!

Sie haben mich schon wie einen alten Freund behandelt, indem Sie mich so lange ohne Antwort gelassen haben. Wissen wir doch beide, welchen Gründen ein langes Stillschweigen beizumessen ist. Aber wo befindet sich in diesem Augenblick mein wahlverwandter Zeitgenosse? Wo ist er? Wo weilt er? Im Abendland oder im Morgenland? – – Ja, Reisende waren wir beide auf diesem Erdball, das war unsre irdische Spezialität, und diejenigen, welche nach uns kommen, mögen nach Belieben darüber glossieren, inwieweit der Verfasser der *Hauptstadt des XIX. Jahrhunderts* und der Berichterstatter der *Lutetia* zusammen paßten.

Ich kann jener drei Februartage anno achtundvierzig nicht ohne Wehmut gedenken, denn sie haben uns seit dem Tag, da wir im Tuileriengarten spazierten, ein zweites Mal in Paris zusammengeführt. Ich weiß, Sie recherchierten für die *Neue Rheinische Zeitung* die Revolution. Das ist nun lange her. Wir flanierten ein Stück von den Boulevards, beständig Getrommel, Schießen und Marseillaise – diese dämonischen Freveltöne, das unaufhörliche Lied! Es sprengte mir fast das Gehirn und ach! das staatsgefährlichste Gedankengesindel, das ich dort seit Jahren eingekerkert hielt, brach wieder hervor. Um den Aufruhr, der in meinem Gemüte entstand, einigermaßen zu dämpfen, brummelte ich Sätze vor mich hin, die ich für die Korrespondenz in der *Allgemeinen Zeitung* schon brouillonierte hatte. „Den Reichen, jenen vornehmen Dieben, die für ihre Geldkassen zitterten, ward es beinahe unheimlich zu Mute als sie vernahmen daß man Diebe, welche man bei Plündereien ertappte, auf der Stelle erschieße. Unter einem solchen Regimente, dachten sie, ist man am Ende doch seines Lebens nicht sicher.“ Sie erinnern sich? Ich glaube, der ironische Ton meines Mißmuts hatte nicht Ihren Beifall.

Aber waren wir nicht eines Sinnes? Die französischen Ouvriers kämpften uneigennützig für die Republik. Die haben sie jetzt – An die Stelle der rohesten Plünderungslust der Aristokratie werden Gesetze treten, die der Egoismus der herrschenden Kaste erläßt und die nichts anderes sind als eine andere Art von Zähnen, womit sie ihre Beute erhascht, und eine andere Art von Dolchen, womit sie das Volk meuchelt. Einst hatten Sie, theuerster Benjamin, als Sie meine *Englischen Fragmente* rezensierten, solchen Sätzen Beifall gezollt. Doch jetzt, während die heiseren Schreie der Republik uns umtosten, schwiegen Sie. Es war mir plötzlich, als befänden wir uns wieder unter den Bäumen bei den Tuileries, als Sie, in tiefe Nachdenklichkeit versunken, neben mir einherschritten. Ich sprach von den deutschen Exi-

lanten in Paris, von denen einer, dessen Freund von einem Aste, der eben herunterfiel, erschlagen ward, hier nicht mehr spazieren wollte. Ihre Augengläser blitzten auf. „Wer das Exil nicht kennt“, riefen Sie aus, „begrift nicht, wie grell es unsere Schmerzen färbt, und wie es Nacht und Gift in unsere Gedanken gießt.“ Kein Wahnsinniger sei es, der in den Tuileries nicht mehr spazieren gehen will. „Er sieht“, setzten Sie in schauerlich ruhigen Worten hinzu, „die Bäume zwar schön grün, aber die Wurzeln in der Erde blutrot“.

Auch jetzt, während die armen Leute in Kittel und Lumpen an uns vorüberstürmten zum nächsten Barrikadenbau, worin die Franzosen so viel Talent besitzen, und ich bewundernd ausrief, wie sie diese Bollwerke und Verschanzungen, zu deren Anfertigung die deutsche Gründlichkeit ganze Tage bedürfte, in wenigen Minuten improvisierten, als hätten die Erdgeister dabei unsichtbar die Hand im Spiel – wieder sah ich Ihre Augengläser aufblitzen, und mir war es, als vernähme ich aus Ihrem Munde gar seltsame Naturlaute, wie schlafende Gedanken. War, was Sie nun in Paris sahen und hörten, jenes „Jetzt“, in welchem „die Wahrheit mit Zeit bis zum Zerspringen geladen“ sei? Fügte sich, in einem Augenblick der Gefahr, auch in Ihrem Kopfe schon das Brouillon eines Textes – den Sie einmal schreiben würden? Ich erkannte Wörter wie „in Bildern neu gruppiert“, „Urgeschichte“, „den Traum von einer Sache“, auch der Name unsres Freundes Marx lugte aus diesem Wortgeflecht hervor.

Als ich dann wieder hinter meinem Fenster saß und der Lärm unter mir allmählich verstummte, zog ich den einzigen Brief hervor, den ich einst von Ihnen empfangen, und ich gestehe, die Würdigung, die Sie mir in demselben angedeihen ließen, sie rührte mich in diesem Augenblicke zu Tränen. Der Brief handelt von Baudelaire, von dem man damals noch nicht wußte, was Ihnen schon erkennbar. Er werde „das letzte Gedichtbuch von europäischer Wirkung“ hervorbringen, und Sie stellten, nach dem *Ossian*, das *Buch der Lieder* in den gleichen Rang. Merkwürdig! Zur selben Stunde, als wir beide in die Passage des Panoramas vor dieser Revolution der Schneider und Schuster entwichen, jener guten Leute und schlechten Musikanten, um ein wenig von der historischen Gefühlsrichtung zu empfangen, die einem dort entgegenweht, übersetzte mein armer Freund Gerard de Nerval aus eben jenem Buche. Er nahm sich nicht „irgendein republikanisches Rutenbündel“ vor, das in meinem Werk wohl zu finden sei, sondern das *Lyrische Intermezzo* und *Die Nordsee*. „Jetzt“, so bemerkt er, „im Augenblick des Aufruhrs, *où les cris enroués de la place publique ne se taisent jamais*, da tut es Not, daß ein Gläubiger vor den Altar der Poesie trete und mit dem Hut in der Hand seine Anbetung hersage – – –“

Den Impuls zu diesem Brief, der vielleicht der letzte ist, den ich mit lebender Hand noch schreibe, ihn gebar, mein verehrter Freund, die Erinnerung an diesen Augenblick hinter meinem Fenster. Sie waren, als wir uns trennten, rasch in die *Galerie Vivienne* eingebogen, ohne mir zu sagen, wo Ihre eigentliche Wohnung sei, so daß ich Sie nachträglich nichts mehr schnell fragen konnte. Als ich dessen inward, sah ich mich, wandelnder Traumjäger wie ich bin, noch überall in den Passagen nach Ihnen um. Ich fand Sie nicht. Eine Auskunft von Ihnen über das Brouillon in Ihrem Kopf blieb mir versagt. Aber jene mysteriösen Worte, die Ihnen beim

Gang durch das Februarmärchen von Paris, womöglich unwillkürlich, entschlüpft, ich durfte sie nicht verloren geben. Und wenn es nur für mich selber wäre.

Sobald ich also meine Wohnung im Getümmel erreichen konnte, begann ich in meinem Gedächtnis zu suchen, was darin von diesen Worten, dem Augenblick geschuldet, erkennbar noch, wohl aufzufinden wäre? Ich war entschlossen, es aufzuzeichnen. Waren wir auf den Boulevards nicht beide gleichsam im Zeugenstand der Zeitgeschichte verbunden gewesen? Ich begann. Sogleich trat der Name des Freundes wieder hervor, den ich Ihrem versonnen tastenden Sprechen abgehört hatte. Ruge hatte mir bei seinem letzten Besuch einen Brief von Marx gezeigt, den dieser ihm vor seiner Ausreise nach Paris geschrieben hatte. Ich erinnerte einen Gedanken daraus besonders lebhaft, oder vielmehr die Miene eines Gedankens; er kam mir entgegen wie ein alter Bekannter: Unser Losungswort müsse sein, schrieb Marx, daß „die Welt längst den Traum von einer Sache besitzt, von der sie nur noch das Bewußtsein besitzen muß, um sie wirklich zu besitzen“. Auch bei der Erklärung der Liebe, Benjamin, muß dieses historische Faktum Berücksichtigung finden, denn auch sie, die Liebe als Glück, Elend und Passion, hat eine Vorgeschichte, deren dunkles Bewußtsein uns blieb.

War das Wort „Urgeschichte“ nicht auch über Ihre Lippen gekommen?! Galt *ihr* die Vorstellung von Bildern, in denen sie sich wie in einem revolutionären Vorbewußtsein „neu gruppiert“? Spielten die spontan errichteten *Barrikaden* in diese Vorstellung hinein? Nahmen sie in ihr eine darstellbare Form der Urgeschichte an, wodurch sie in Ihrem Plan als Bilder aus der Hauptstadt der Revolution ihre Zuständigkeit für das XIX. Jahrhundert unter Beweis stellten? Und erkennen wir in einer *dergestalt* originären Urgeschichte denn nicht eine Erinnerung an die Triebkraft der Liebe wieder (als Agens mittel- oder unmittelbar), wodurch wir dem Dogma des Fortschritts (ich glaube, Lassalle hat mir von diesem falschen Messianismus jüngst vorgeschwärmt) den Boden entziehen können?

So wie mir einst Rahel Varnhagen im Leiden an unsrer eigensten „Krankengeschichte“ ermunternd schrieb, ich solle über ihren Satz „Der Grund ist Geschichte“ alles schreiben, in Haß und Liebe, „einschneidend“ und „nächstens“, so möchte ich auch Ihnen tun. Wir können über dieses Jahrhundert nicht schreiben, ohne über den Haß gegen unsre Feinde zu schreiben. Es ist derselbe Haß, der den Opferwillen der „rächenden Klasse“ beseelt. Marx denkt so. Er glaubt daran, daß es die letzte geknechtete sei. Ich glaube es nicht. Aber Sie, Benjamin, Sie werden schreiben, daß dieser Glaube unsres Freundes ein gerechter Glaube ist, weil er *nicht* wie der Glaube der Doktrinäre „am Ideal der befreiten Enkel“ sich nährt. Sie werden ihm aber die poetische Form eines an Hegel geschulten Denkbildes geben. Es wird aus den mit Erinnerung gesättigten Hoffnungen der Völker gespeist sein, welche „das Werk der Befreiung *im Namen von Generationen Geschlagener* zu Ende führen wollen.“ Auf die rächende Klasse wird, wenn sie eben so kräftig liebt, wie sie haßt, im Kampf um Leben und Tod die historische Erfahrung warten, daß ihr Haß eigentlich nur eine Liebe ist, welche umgesattelt hat.

War ungefähr dies die Gedankenspur, aus der Ihre Worte im Angesicht der Barrikadenbauer sich auszupuppen begannen? Haben Sie den ironischen Ton in mei-

nem Unmut über den Uneigennutz der kämpfenden Ouvriers deshalb nicht goutieren mögen, weil er von der *Allegorie* der Barrikade ablenke, die gerade jetzt „unter dem freien Himmel der Geschichte“ zu sprechen begonnen hatte und in die Ferne der Zeit zurück verweist? Belehre sie uns doch, daß die groben Klötze, die sie auftürmen, im dunklen Bewußtsein einer Vorgeschichte die Zeit zum Stillstand bringen, welche uns nur weiter in den Neid gegen unsre Zukunft getrieben hätte! – In jenem einzigen Briefe schrieben Sie mir auch: „Die Vergangenheit führt einen heimlichen Index mit, durch den sie auf die Erlösung verwiesen wird. Streift denn nicht uns selber ein Hauch der Luft, die um die Früheren gewesen ist? ist nicht in Stimmen, denen wir unser Ohr schenken, ein Echo von nun verstummten? haben die Frauen, um deren Huld wir beseligt werben, nicht Schwestern, die sie nicht mehr gekannt haben? Ist dem so, dann besteht eine geheime Verabredung, ja eine Solidarität zwischen den gewesenen Geschlechtern und unserem. Dann sind wir auf der Erde erwartet worden. Dann ist uns wie jedem Geschlecht, das vor uns war, eine *schwache* messianische Kraft mitgegeben, an welche die Vergangenheit Anspruch hat.“

Mein werthester Freund, Ihr Zorn auf den Zukunfts-Konformismus der Kommunisten à la Lassalle ist von dem meinigen nicht sehr abweichend. Es fehlt ihnen die letzte Entschlossenheit eines Louis-Auguste Blanqui. Aber ach! ist ein verlorener Posten inmitten der Feinde („ohne Hoffnung, daß ich siege“ – Sie kennen mein Gedicht „Enfant perdu“) nicht eine sehr mißliche Stellung?

Wird es uns ergehen wie dem Fliegenden Holländer, dem Ewigen Juden des Ozeans? – hin und hergeschleudert zwischen Tod und Leben – keins von beiden will ihn behalten – sein Schmerz so tief wie das Meer, worauf er herumschwimmt – sein Schiff ohne Anker und sein Herz ohne Hoffnung – – –

Wo in der Welt stecken Sie? Wohin adressiere ich meine Tränen?

Baudelaire, wie Sie wissen, hat sich soeben bei Gelegenheit der hiesigen Weltausstellung meiner Worte erinnert, die ich in meinen Kunstberichten aus dem Salon von 1833 gegen das stehende Heer jener schwatzenden Juroren gerichtet hatte, deren *hinkender Verstand* vom heiligen Weltgeist, der in uns waltet, nichts ahnt – und er nimmt meine ergraute Philippika mit den verjüngenden Worten auf: *dont les doigts crispés, paralysés par la plume, ne peuvent plus courir avec agilité sur l'immense clavier des correspondances!* Welch heimlicher, tief gedachter Schmerz über die Gefahren, die jener Solidarität von diesem ne peuvent plus drohen, spricht sich hier aus!

Wie verständigen wir uns in einer Welt der postalischen Krise? – Ich trotze ihr und adressiere an Sie meine Erinnerungen *poste-restante*.

Zum guten Ende: eine davon ist mir über alles lieb und teuer. Sie haben mir unter jenen Bäumen im Tuileriengarten Ihre Angst gestanden, die Sie um „den Namen eines Blanqui“ haben, *dessen Erzklang das Jahrhundert erschüttert* habe. Welch ein Bild für diesen bravsten Kerl unter der Sonne! Er war voll Geist, Redlichkeit und Grimm. Wird es dem *kommunen* Kommunismus in der Zukunft „gelingen“, fragten Sie, diesen Namen ganz auszulöschen? Ich hörte Wut und Trauer aus den Worten des stets Wortkargen.

Ich nehme diese Worte mit ins Grab, den Ort der Wahrheit und des Gedächtnisses, wie ich den Haß auf eine Welt mitnehme, die ich einmal, in der Kraft und Verzweiflung meiner Jugend, „vollends vernichten“ wollte.

Paris, im Februar 1856

Heinrich Heine

II

Verehrtes Fräulein Bachmann, Ma chère cousine!

Dieser Brief ist nur die Taube, die Ihnen aus meiner Arche zufliegt mit einem Blatt im Munde – Ich erwarte nicht, daß mir ein Olivenzweig aus Ihrer Welt zurück gebracht werde, weiß ich doch, Sie sind ein wenig besessen von dem Gedanken, „hier, in dieser Gesellschaft“ sei immer Krieg, „der Krieg, der der Frieden ist“. Diese Denkweise steht der meinen nicht fern – Ach! welch ein Schlachtfeld diese Erde!

Doch ich will mich aus der biblischen Metapher wieder herausziehen und vom Blatte selbst sprechen, das in Wahrheit meine Sendung ist – Es ist leer. Sie erinnern sich: „Ein leeres Blatt, / Mein Fürst. Sie sagte ihre Liebe nie“ – Sie kennen den Text – höre ich Ihre Stimme? – : „Und ließ Verheimlichung, wie in der Knospe / Den Wurm, an ihrer Purpurwange nagen. / Sich härmend, und in bleicher, welcher Schwermut / Saß sie wie die Geduld auf einer Gruft, / Dem Grame lächelnd. Sagt, war das nicht Liebe?“ – Und weiter! Ich habe keine Scheu, hier fortzufahren – „Wir Männer mögen leicht mehr sprechen, schwören, / Doch der Verheißung steht der Wille nach – – –“

„Starb Jene denn an ihrer Liebe? – – –“

Das ist, dem Herzog in den Mund gelegt, jedenfalls eine schlimme Frage, die eine hinlänglich grelle Bedeutung hat, ein Geheimnis beleuchtend, worin der freundlichste Farbenschmelz der weltironischen Sprache Shakespeares, in unsere schöne deutsche Sprache gebracht, von einem durchbebenden Schmerze gar seltsam gedämpft wird. – Schreiben Sie mir immerhin! Oder taten Sie es schon? So fülle sich das leere Blatt.

Aber, meine Freundin, vielleicht versuchen Sie sich im Briefgeheimnis zu üben – und schicken auch mir Ihre Post nicht? Wie viele solcher Briefe sind es schon, „in denen alles stand“? Fürchten Sie nicht, der Tag wird kommen, da alle diese Briefe das Aussehen haben werden, als seien sie eine Stunde vor dem Tode geschrieben worden? Wir aber leben! Ich bitte, schreiben Sie! Mag ich auch nur ein Schattenbild in Ihrem Traume sein, wie Erinnerung aus einem früheren Dasein, so werden Sie diesem Gespenst gewiß zuverlässiger adressieren können, als dem kalten, schwarzen, leeren Nichtsein des Todes. Ich versichere Sie, in meiner Pariser Arche, unter Bestien, ist Ihr Geheimnis wohlverwahrt – Von Feenbegünstigung *plaudern* nur Toren.

Sie sollen mir schreiben, da Sie an den Tag glauben, „an dem die Menschen rotgoldne Augen und siderische Stimmen haben – – – und nach den höchsten aller

Güter mit ihren schuldlosen Händen greifen werden“. Wertheste! Sie wundern sich, daß ich Sie lese? Ich *kenne* Sie. Sie wissen wahre Sätze zu finden.

Der letzte Romantiker gesteht Ihnen, vielleicht auch der Mond, der stille Lauscher, übt auf die Geisterwelt seine siderischen Einflüsse – – –

Glauben Sie! ich werde nicht fragen wie Ivan, „Was ist denn das für eine Obsession?“ Sie lieben ihn – und hören ihn sagen: „Alle diese Bücher, die hier herumstehen in deiner Gruft, die will doch niemand! Und was bedeuten diese Zettel?“ Sie sind geduldig – und halten die Stürme der Ungeduld gebunden durch Ihre geduldige Klugheit. Aber wie lange noch werden Sie dem Fortschritt des Übels, des Unverständnisses, zusehen? Sie schreiben in dunklen Zeiten – aber ob Sie mit Klugheit bei Ihrer Lampe wachend bleiben, oder als ein sehr unkluges Fräulein bei der erlöschenden Lampe einschlafen – Ihrer harret kein Freudentag.

Es will mich bedünken, auf einem jener „Zettel“ könnte stehen: „Es sollen die Menschen nicht ewig, sie werden nicht ewig warten müssen.“ Und auf einem anderen: „zugrund“.

Als ich einst, in bessern Tagen, ma chère cousine, in Verona durch die Straßen ging, die allmählig menschenleer wurden und wunderbar widerhallten, war es mir plötzlich, als hörte ich aus den Mauern Töne hervorhämmern, wie den Klavierauszug aus Dantes *Inferno*, den ich schon einmal im Harze vernommen, dazwischen klägliche Stimmen. Waren das die Verdammten, denen ihr dermaliger Zustand so unerträglich geworden, daß sie nur diesem entzogen zu werden wünschen konnten, und sollten sie auch dadurch in einen noch schlechtern geraten? Oder stöhnten schlafgebunden, leichentot aus ihren heutigsten Leibern hervor die Abkömmlinge des Antonio della Scala, als seien sie des Wartens auf den Brudermörder müde – als hätten sie Eile ins Grab zu kommen? Ich las an der Ecke die Worte: Scala Mazzanti.

Wem aber gehörte die Stimme, die mir so süß unheimlich in die Seele drang, als ich über diese Treppe stieg? Es war Gesang wie aus der Brust einer sterbenden Nachtigall, todzärtlich, und wie hülferufend an den steinernen Häusern widerhallend. Lied und Stimme schienen mir so wohl bekannt – – –

Ich blieb nur einen Tag in Verona, in beständiger Verwunderung ob des nie Gesehenen und Gehörten. Der Anblick der alten Paläste und der neuen Gesichter, deren Charakterzüge noch aus der Römerzeit herrührten, bewegte wunderbar meine Seele. Ich erblickte einen altviereckigen Kirchturm, woran oben der Zeiger und das Zifferblatt der Uhr zur Hälfte zerstört ist, so daß es aussieht, als wolle die Zeit sich selber vernichten – – Auf dem Platze La Bra aber sitzt man auf kleinen Stühlchen vor den Kaffeebuden, und schlürft Sorbet und Abendkühle und Musik. Da läßt sich gut sitzen, das träumende Herz wiegt sich auf süßen Tönen und erklingt im Widerhall, und Erinnerungen mit tiefen schwarzen Augen blühen daraus hervor, und drüber hin ziehen die Gedanken, wie Wolkenzüge, stolz und langsam und ewig.

Geh nach Rom, liebe Seele! – Mir ist's, als antworteten Sie! –

Da ist der Stein nicht tot –

Und desto leidenschaftlicher sprechen mit uns Reste der Vergangenheit. Wer aber ist so gesund unwissend, daß nicht heimlich bei diesem Namen sein Herz erbebte und seine Denkkraft aufrüttelte? Ich lebe, wie Sie wohl wissen, im holdseligen, zivilisierten Paris, der natürlichen Fortsetzung von Athen und Rom. Aber ich gestehe, daß mein Gefühl mehr Angst als Freude enthielt, als ich in Verona daran dachte, bald umherzuwandeln auf dem Boden der alten Roma –

Schwer zu sehen ist, was unter der Erde liegt: Wasserstätten und Todesstätten. Treppen führen hinunter zu Zisternen, die der Wind ausgetrunken hat, zu Blutstropfen, die Quellen auslösten –

Die alte Roma ist ja jetzt tot, zagende Seele! Wir haben die Freude, ihre schöne Leiche ganz ohne Gefahr zu betrachten. Aber es steigt das Falstaffsche Bedenken in dir auf: Wenn sie doch nicht ganz tot wäre, und sich nur verstellt hätte, und sie stände plötzlich wieder auf? – es wäre entsetzlich!

Noch aber umfing mich die uralte Stadt mit ihren heißen Farben und scharfbestimmten Formen. Shakespeare hat sie zum Schauplatze gewählt für sein Heldenstück der Liebe – – –. War ich eingeschlummert? Gespenstische Trompetenklänge und ferne Waffengeräusche zogen mich unter jenen Balkon des nun verwitterten Palasts, ich vernahm das Geflüster zerbrochener Bildsäulen – „Gern hielt ich streng auf Sitte“ – – – „doch wenn du schwörst, so kannst du treulos werden“ – – –

Allen feindlichen Verhältnissen trotzte Julie, denn sie fürchtete sich nicht, in dem großen Kampfe zu dem schrecklichsten, aber sichersten Bundesgenossen, dem Tode, ihre Zuflucht zu nehmen. Liebe im Bündnisse mit dem Tode ist unüberwindlich –

Erklär mir Liebe – – –, die höchste und siegreichste aller Leidenschaften –

Überschwengliche Seligkeiten und Schrecknisse! Unerklärliche Anziehung und Abstoßung! Ihre weltbezwingende Stärke bei dem Weibe besteht in ihrer schrankenlosen Großmut, in ihrer fast übersinnlichen Uneigennützigkeit. Je wilder sie brennt, desto früher erlöscht sie –

Aber das hindert sie nicht, sich ihren lodernden Trieben ganz hinzugeben, als dauerte ewig dieses Feuer –

Hamlet-Romeo fühlte, melancholischer als jede Todesahnung, im heißesten Rausche den Gedanken an künftige Nüchternheit und Kühle – – – Bei der Erklärung der Liebe, meine Schwester, muß entweder jenes physikalische Phänomen oder ein historisches Faktum angenommen werden. Ist es Sympathie, wie der dumme Magnet das rohe Eisen anzieht? Oder ist eine Vorgeschichte vorhanden, deren dunkles Bewußtsein uns blieb? – – – Wir fragen und fragen.

Ungefähr solchergestalt, längst schon, und ferner noch, beschriftet mit Worten, die an uns grenzen, hin und zurückgesprochen im Widerhall, denke ich mir das leere Blatt, das jetzt ins Ungewisse geht – Geister-Gespräch in stillgestellter Zeit. Es ist und bleibt Fragment.

Wie ein leuchtender Schatten huscht ein letztes Echo über meine Arche – Ich grenz noch an ein Wort und an ein andres Land –

Unsre geradgewachsenen Seelen werden einst nicht in Rom einkehren, sondern weiter ziehen nach Herculaneum und Pompeji, jenen Palimpsesten der Natur, wo jetzt wieder der alte Steintext hervorgegraben wird.

Paris, den 16. Februar 1856

Heinrich Heine